

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 185.

Mittwoch, 11. August

1926.

Herztod.

Roman von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

(10. Fortsetzung.)

In seinem Gesichte lag brutale Wut. „Hätte mich der Teufel nie zu dir geführt!“ murmelte er.

„Du bist ja selbst gekommen“, antwortete sie scharf und gehässig.

Dann aber plötzlich überwältigte sie wieder das heiße Gefühl, das in ihr aufgestiegen war, als sie ihn vor dem Theater gesehen hatte.

„Kolf!“ flüsterte sie und schlang ihre beiden Hände um seine Rechte. „Kolf, denkst du gar nicht mehr an unser Glück? Ist denn alles tot in dir? Haben wir einander denn nie lieb gehabt? Bist du denn so ganz anders wie andere Menschen, die im Unglück fest zusammenstehen? — Komm mit mir! Gehen wir fort — weit weg — übers Wasser! Oder sonst in ein fremdes Land! Wir kommen schon durch — wir beide miteinander. Ich tanze. Du treibst irgend etwas anderes. Du hast doch studiert. Du findest immer etwas. Wir sind frei. Wir müssen wieder Glück haben, wenn wir nichts mehr haben als uns allein . . .“

Er hatte, während sie sprach, sein Glas geleert, von neuem gefüllt und wieder geleert und winkte jetzt dem Kellner, der eben flüchtig den Kopf hereinstreckte, um eine zweite Flasche.

Ihre glühenden Worte berückten ihn für kurze Zeit. Es schien, als ob sich seine Leidenschaft an der ihren entzündet hätte.

Er schlang, als der Kellner den Wein in die Röhre gestellt hatte, den Arm um Sybille und preßte sie fest an sich. Brennend legte sich ihre Wange an die seine. Er küßte, wie ihr Herz ihm mächtig entgegenschlug, und es wurde ihm für einen Augenblick wohl wie jedem, der erkennt, daß ein anderes ihm ganz eigen sein will.

Aber der Rausch dauerte nur ein paar Minuten, während deren er trank und immer wieder trank, daß ihm ein Blutstrom an den Ohren vorüberbrause.

Dann siegte seine Jähzucht. Er mußte sich von ihr losmachen und ein paar Minuten frische Luft schöpfen.

„Ich bin gleich wieder da“, sagte er hastig und ging durch das lange Lokal auf den Korridor hinaus und dort durch eine Seitentür in die stille Gasse.

Aufgeschreckt, gekränkt, haßerfüllt lauschte sie seinem verklingenden Schritt.

Während er außen stand, festigte sich in ihm der Entschluß, sich vollkommen von ihr und von all dem frei zu machen, was um sie war und in sein Leben hinübergegriffen hatte.

Er wollte nichts mehr zu tun haben mit dem Schatten Hedis und der an ihr begangenen Tat. Er wollte in Alte nicht mehr die Rächerin geschwiegener Verbrechen erblicken müssen — ein anderes Verlangen, das schon einmal verrückt und blendend in ihm aufgeschossen war, kam nun und sang ihm verlockende Lieder in Hirn und Herz.

Er war in einer Stimmung, die am Rande der Verzweiflung hinschwirrte und zum Äußersten trieb.

Nichts schien seiner brutalen Lebenslust in diesem Augenblick, über dem Verderben braute, unmöglich. Er mußte mit einem Ruck heraus — war's im Guten, war's im Bösen.

Wein und Schicksal hatten sein Blut in jene Stedehitze getrieben, die bei festen und maderen Menschen große, edle Taten, bei angefaulten Naturen — wenn ihnen der Zufall über den Weg kommt — jedes Äußerste erzwingen kann.

„Los!“ murmelte er und lauschte nach dem tiefen, reißenden Stadtbach hinüber, der an der dunkelsten Stelle der Gasse, von einer kleinen Steinbrücke überspannt, querhin floß, froh des kurzen Augenblicks, in dem er, frei von dem drückenden Joche darüber gewölbter Häuser, Lust und Licht verspürte wie draußen im Bergwaldgelände seiner Jugend. Übermütig, kraftstrotzend, tatensüß drängten sich seine trübgrünen Wellen.

Sie klangen dem Baron zusammen mit dem flirrenden Singen des Weines im Ohr, als er in das heiße, dämmernde Lokal zurückkehrte, und wieder in die abgeschiedene Ecke trat, wo Sybille saß.

Er sah mit verbissenem Unmut, daß sich inzwischen durch die Tür unmittelbar neben der Nische ein Bettler eingeschlichen hatte, der vor der Tänzerin stand und sie mit seinem flehentlichen Gemurmel belästigte.

Schon wollte Kolf den Kellner rufen oder den Zubringenden selbst hinausweisen, da sah er, als er nach seinem Stuhle ging, das bleiche Juden in Sybille's fassungslosem Gesicht.

„Was will denn der Kerl?“ murmelte er tonlos, von einer bösen Ahnung gequält.

Jetzt schaute der abgerissene, zitternde Bursch auf, und Kolf erkannte Hies Trullacher.

Er setzte sich schwer, als er den Flüchtling erkannt hatte, und tödlicher Haß ließ ihn erstarren.

Auch Trullacher wußte jetzt, wer ihm gegenüber saß und ihn mit kalten Blicken betrachtete.

„Herr Baron!“ winselte er mit einer erbärmlichen Stimme. „Herr Baron! Helfen Sie mir! Hilf mir, Sybille! Ich geh nicht mehr hinein — aber sie sind mir auf dem Genick. Bis morgen früh haben sie mich wieder. Ich habe ja keine Kleider, kein Geld, kein Versteck — und ich möcht' doch auch noch leben, ich möcht' mein Weib und meine Kinder wiedersehen — für wen bin ich denn eingesperrt — für euch doch . . .“

Sybille krümmte sich immer tiefer zusammen. Jedes seiner Worte fiel ihr wie ein Keulenschlag auf den Kopf. Sie sah gelähmt und gebrochen, von Mitleid und Angst und Scham und Haß und Sehnsucht und Liebe zermürbt, und wagte nicht aufzuschauen und lauschte nach der Seite hinüber, an der Kolf saß.

Da hörte sie, wie der Baron mit einer feststimmten Stimme zu dem Forstarbeiter sagte: „Komm!“

Es klang hart und kalt — nicht wie Menschenwort — wie ein mechanischer Ton, der durch eisernen Zwang geschaffen wurde. Die Tänzerin blickte schüchtern auf und sah, daß der Baron sich erhob und nach seinem Hute griff. Sie sah, wie er durch die nahe Tür hinausging — steif, langsam, von einem eisenharten Entschlusse gestochen. Hinter ihm her kroch, ganz zerschlagen von den geistigen und körperlichen Anstrengungen der letzten Stunden, Hies Trullacher. Vieles, was sie erlebt hatte, trat in diesem Augenblick vor Sybille's Seele — und

sie schauderte. Wie sie aber so vor sich hin in die dämmernde Leere der gegenüberliegenden Zimmerdecke starrte, die außerhalb der Nische lag, da glaubte sie, nun wahrhaftig verrückt geworden zu sein. Denn diese Ecke belebte sich plötzlich. Aus dem Dämmer heraus formte sich eine hohe, dunkle Gestalt, die dort hinter dem kleinen, runden Tisch an der Wand saß. Jetzt sah Sybille auch das Gesicht dieses Phantoms, und sie bebt bis in die tiefste Nervenwurzel. — Hedi von Klammed. Es war das schöne, bleiche, ernste Gesicht der Toten, ihr großes, sprechendes, forschendes, strafendes, nach Sühne heißendes Auge, das nach der Tänzerin herüberhaute und ihren Blick bannete.

Sybille stützte die beiden Handflächen auf den Tisch und wollte sich erheben. Aber die Arme verlagten ihr. Langsam sank sie auf den Stuhl zurück und sah zitternd und fröstelnd, daß die Gestalt zu ihr herüberkam.

In der Näherstehenden aber erkannte sie Leben und Blut, und schlimmer noch als das Gespenst schien ihr die Wirklichkeit.

Sie wußte jetzt, daß es die Gräfin war — Ate von Sawinten, in der sie schon einmal die Wiedergeburt der Ermordeten gesehen und gefürchtet, und diese Furcht seitdem niemals, so sehr sie davon wegdachte, ganz von sich hatte abschütteln können.

Mit Schreck und Ohnmacht, aber auch mit weiblichem Haß empfing sie den seltsamen Gast in ihrer engen Klamme.

„Sie wissen, warum ich komme“, sagte Ate gemessen, als sie nun an der nämlichen Stelle stand, wo eben noch der zusammengekrümmte Flüchtling um ein bißchen Leben und Schutz gebettelt hatte — er, der jetzt draußen neben dem Baron her nach dem finsternen Winkel der Gasse an der Brücke über den reichenden Bach ging.

„Ich weiß nicht“, murmelte Sybille und suchte Trost in ihre Stimme zu legen. Es mißlang. Angst und Schuldbewußtsein sprachen daraus.

„Sie wissen alles“, entgegnete die Gräfin. „Wenn ich wußte, was Sie wissen, würde ich nicht hier sein. Aber ich komme für eine andere. Sie kennen die andere genau.“

Uberglaubische Angst durchschüttelte das leichtfertige Mädchen ihr gegenüber. Ihre Sinne verwirrten sich. Vielleicht war es doch Hedi selbst, deren kalte, fessende Totenhand ihr plötzlich an die Kehle griff und das Leben in ihr erwürgte.

Mit einem erstickenen Laut hob sich Sybille empor, drängte sich um die Tischtaute, griff wie eine Träumende nach Haartuch, Handschuhen, Taschentüchern, Blumen, warf einen Stuhl um und floh in die Nacht hinaus. Ate saß stumm und blickte ihr nach. Über der einsamen Gasse lag dämmernde Nacht, in der Sybille nur langsam Umrisse und Richtung erkannte. Sie sah nichts von dem Baron und von Hies Trullacher. Sie hätte für ihr Leben gern bei Rolf Schutz und Kraft gesucht. Aber sie wagte es nicht, lange zu warten, weil sie fürchtete, daß die Entleerung heraustreten und sich weiter an sie heften würde. So wußte sie nicht, nach welcher Seite sich wenden. Als sie gegen die Brücke schaute, äßte ihr erregter Sinn ein Schattentrugbild. Es war, als halle sich dort plötzlich ein schwarzes Etwas zusammen, das sich jääh aufreckte und dann in zwei Teile zerfiel. Wie ein dumpfer Schlag scholl es aus dem Wasser — dann war die Erscheinung verflogen, und der Traum verlief sich. Hies Trullacher war nicht mehr bei ihm.

Einige Minuten später kam der Baron durch die rückwärtige Tür, durch die er das Lokal verlassen hatte.

Hies Trullacher war nicht mehr bei ihm. Er ging sehr langsam zwischen den Tischen nach der Ecke hin.

Ein Kellner sprang eilfertig herzu und strich ihm mit der Hand dienstbereit irgendeinen Maueranflug vom Ellenbogen. Rolf machte eine kleine, scherzhaft Bemerkung und bestellte eine Flasche Sekt.

Dann trat er mit leisem Pfeifen in die Nische.

Gleich darauf ging ein flimmerndes Zittern über das Holz der Wand hin, die den abgeschlossenen Raum von dem Gastlokal schied. Der Baron war unwillkürlich gegen die Wand gestoßen.

Er hatte Ate erkannt — das heißt, er hatte irrig wie Sybille Hedi von Klammed gesehen und war erst, als der erlahmte Herzschlag wieder zurückkehrte, dahinter gekommen, daß es Ate war, deren fatale Ähnlichkeit ihn erschreckt hatte.

Und zum dritten Male kam ihm der verrückte, tolle Gedanke der letzten Tage.

Es ging um alles. Sonst war er verloren. Und man gab nicht leicht ein Leben auf, für das man immer neue, immer schwerere Opfer bringen mußte.

„Sie!“ sagte er.

Dann lachte er sehr laut und nahm dem Kellner, der erstaunt den plötzlichen Wechsel in der Person der Dame bemerkte, die gefüllten Sektgläser aus der Hand. Cines stellte er vor Ate — eines leerte er selbst, griff nach dem größeren Burgunderglas, füllte es mit Schaumwein, trank es aus, füllte es wieder und leerte es abermals.

„Der da drinnen hat sie nach der Auswahl“, flüsterte der Kellner draußen einem Kollegen zu und erzählte ihm schmunzelnd, was er beobachtet hatte.

„Die Tänzerin ist Ihnen nachgegangen.“

Der Baron erschrak heftig, als diese Worte ruhig und sicher von Ates Lippen kamen.

„Mir . . . nach . . .“ murmelte er.

Dann lachte er abermals und trank darauf.

Der Kellner brachte auf seinen Wink eine zweite Flasche Sekt. Er war lange still.

Die Gräfin betrachtete das fahle, starre Gesicht des Mannes, der ihr gegenüber saß und den Kopf in die beiden Hände gestützt hatte.

Er sprach er:

„Ich habe diese ganze leichtfertige Periode jetzt glücklich hinter mir“, begann er. „Das tolle Mädel wollte sich an mich drängen. Aber ich habe ihr eben vorhin erklärt, daß ich gar keine Lust habe, mit ihr eine Verbindung anzuknüpfen, zu der ihr nichts ein Anrecht gibt. Gar nichts gibt ihr ein Recht dazu, Gräfin . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Blauer Dunst.

Tabak-Anekdoten über berühmte Männer.

Mitgeteilt von R. J. Grün-Berlin.

Der Schützenverein einer sächsischen Kleinstadt feierte sein 75jähriges Bestehen. König August hatte sein Erscheinen zugesagt. An dem Festtag hatten die Schützen vor dem Bahnhofsgelände, zwei Glieder tief, Aufstellung genommen. Der Sonderzug fuhr ein, aber Herr Schulze im zweiten Glied konnte sich noch immer nicht von seiner „Giftnudel“ trennen. Erst kurz vor dem „Stillgestanden!“ ließ er die halbgerauchte Savanna mit Pfälzer Deckblatt in dem Lauf seiner Donnerschläge verschwinden. — Der König geht die Front ab, unterhält sich mit seiner bekannten Leutseligkeit mit verschiedenen Schützen und gewahrt Schulzes Zigarettenrei. Ein verständnisvolles Lächeln zuerst. Dann die Frage: „Sind Sie Soldat gewesen?“ — „Nein, Majestät.“ Mit einem schmunzelnden Blick auf den rauchenden Flintenlauf meinte der König: „Das scheint mir auch so, denn Sie scheinen noch immer nicht mit rauchlosem Pulver!“

Friedrich der Große war im Gegensatz zu seinem Vater Friedrich Wilhelm I., dem Gründer des Tabakkollegiums, zwar kein Raucher, dafür aber leidenschaftlicher Schnupfer. Er trug, wie auch Napoleon I., den Schnupftabak ohne Dose lose in der Westentasche, die deshalb mit Blech ausgefüttert war. Wie so vieles andere, über das der Philosoph von Sanssouci nachgrübelte, wollte er auch das Problem lösen, welches die gesündeste der drei Arten von Tabakgenüssen sei. Er wählte unter seinen „langen Kerls“ geeignete Versuchsobjekte aus, von denen der eine nur rauchen, der andere nur schnupfen und der dritte nur kauen durfte. Die Armisten standen ständig unter schärfster Kontrolle.

Der Raucher starb zuerst. Dann folgte ihm der Schnupfer zur großen Arme und zuletzt schied der Kauer aus dieser Zeitlichkeit. Aber — alle drei waren über 80 Jahre alt geworden.

Budde, der Minister für öffentliche Arbeiten in Preußen, befand sich auf einer Dienstreise. Der Minister, der passionierter Nichtraucher war, machte keinen Reißegafahren, der

sich angelegentlich mit einer mächtigen Upmann unterhielt, höflich darauf aufmerksam, daß in dem Abteil das Rauchen nicht gestattet sei. Der andere nahm davon Kenntnis und qualmte ruhig weiter. Darüber rief dem Angeräuchernden der Geduldsfaden. Er machte sein Gegenüber nochmals auf die Ungünstigkeit seiner Handlungsweise aufmerksam mit dem Beifügen, daß er ein Recht und Jausagen die Pflicht habe, auf genaue Befolgung der Eisenbahnvorschriften zu achten, er sei der Minister Budde. Dabei überreichte er ihm seine Karte.

Der andere studierte die Karte ohne ein Wort der Erwiderung zu sich, rauchte seine Zigarre weiter und verließ mit dem Glühmängel im Munde auf der nächsten Station das Abteil. Der Minister, über dieses Verhalten empört, rief den Stationsvorsteher, erklärte ihm den Sachverhalt und ersuchte um Feststellung der Verhältnisse.

Ohne mit der Wimper zu zucken, zog dieser die Karte Buddes aus seiner Brusttasche, händigte sie höflichst dem Beamten aus und verschwand in der Menge. Der Stationsvorsteher ließ die Karte, schüttelte den Kopf, tritt an das Abteil und erklärt seinem höchsten Vorgesetzten: „Mein Herr, hier muß ein Irrtum vorliegen. Das war ja der Minister Budde eben.“

Als der spätere Papst Leo XIII., ein starker Schnupfer, noch Nuntius am Hof zu Brüssel war, zeigte ihm ein als Lebemann bekannter Marquis eine Schnupftabatsdose aus kostbarem Material, auf deren Deckel eine nackte Frau in nicht gerade desanter Stellung abgebildet war. „Und was sagen Eminenz zu dieser Dose?“

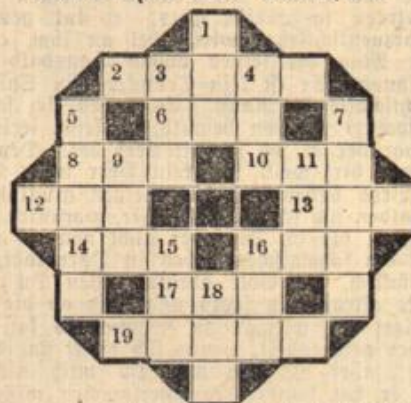
Kardinal Joachim Pecci betrachtete anscheinend sehr eingehend das „Kunstwerk“, gab es dann seinem Besitzer wieder zurück und meinte: „Ein teures Stück und eine hübsche Dame. Wohl die Frau Marquise?“

Der Marquis soll die Dose keinem Geistlichen mehr gezeigt haben.

Liszt gab in Madrid ein Konzert und qualte sich in der Pause — er war leidenschaftlicher Raucher schwerer Sorten — mit einer schlecht brennenden Zigarre ab. Schließlich warf er sie weg und bemerkte dabei: „Dieses Kraut hier in Madrid ist ungenießbar!“ Der neben ihm stehende Bankier Manzanares aber war anderer Ansicht: „Es gibt auch gute, Maestro. Wenn ich mir erlauben darf, werde ich Ihnen einige als Präsent zustellen.“ — Liszt sagte nicht nein, wartete jedoch vergebens auf das Versprochene. Bei seiner Abreise schickte er dem Bankier eine Kiste mit 100 Savannas und legte seine Karte bei.

Manzanares wußte erst nicht recht, wie ihm geschah, konnte sich aber bald seines Versprechens und jagte einen Boten hinter dem Abgereisten her, der das köstliche Gefährt auch am folgenden Tag einholte. Der Kurier trat an den Wagenschlag und entledigte sich seines Auftrages: „Gnädiger Herr haben einen Ihrer Koffer vergessen.“ — Es war eine Kiste mit 10 000 Stück feinsten Felix-Brasill.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Antilopenart. 3. Ansiedelung. 4. Telefonzentrale. 5. Griechischer Buchstabe. 7. Frauenname. 9. Eulenart. 11. Straußenart. 15. Geographische Bezeichnung. 16. Futtermittel. 18. Haustier. — Wagerecht: 2. Europäischer Strom. 6. Alkoholisches Getränk. 8. Gute menschliche Eigenschaft. 10. Warmes Getränk. 12. Wild. 13. Monat. 14. Besitztum. 16. Kopfbedeckung. 17. Figur aus „Peer Gont“. 19. Salz.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 179: Wagerecht: 1. Sir. 4. Gar. 6. Kai. 8. Laie. 10. Ebam. 13. Bornholm. 15. Elbe. 17. Gier. 19. Eilbrief. 22. Jo. 23. Udo. 24. Es. 26. Alt. 28. Alt. 29. Cie. 31. Rat. 33. Tee. 34. Ute. 35. Sara. 37. Irma. 39. Ka. 41. Ue. 42. Kumpf. 45. Rio. — Senkrecht: 2. Al. 3. Rabbi. 4. Ger. 5. Rhe. 6. Kalif. 7. Amme. 9. Joel. 11. Doge. 12. Be. 14. Nordsee. 16. Leo. 18. Rose. 20. Bua. 21. Tot. 22. Ja. 25. Altar. 27. Tiume. 28. Nas. 30. Eta. 32. Ei. 36. Kar. 38. Ruf. 40. Emir. 43. Ur. 44. Po.



Alt-Nassau



Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unzer.

XV.

Daß ihre Nichte Auguste, ihr Pflegekind, sich ihren Gatten in Wiesbaden gesucht hatte, scheint Tante Dorothea in Darmstadt schwer gekränkt zu haben; um so mehr bemühte sie sich, die jüngeren Schwestern Theodore und besonders der Sophie, die sie besonders in ihr Herz geschlossen hatte, Ehemänner, wenn möglich aus ihrem Darmstädter Bekanntenkreis, zu verschaffen. Sie hatte ihren Verkehr allerdings stark eingeschränkt und nur wenigen Familien stand sie noch näher; die andern habe alle falsch gefunden, deren Freundschaft sich nur auf Intresse gründet hat, die ich auch ganz aus der Freundschaft ausgetreten habe, und ich fürchte, daß viel besser ist, wenn man nicht zu vertraut mit seinen Freinden umgeht.“ Sie fährt dann fort: „Daß Deine M. Tochter¹⁾ so ohngern schreiben, halt ich gar nicht bibisch, durch Brief schreiben hat schon mang Frauenzimmer ihr Glück gemacht. Zum Exempel die jüngste Widorn (Victorin), die hat ofte an ihr Schwester nach Birmaßens geschrieben, und Herr . . . ? . . . Rath wahr ein gutter Freund von ihrer Schwester, das er als zu weil so ein Brief zu sehen bekam, da heuerrath er sie nun. Wen Deine M. Tochter als mit mir correspondierte (n) so hatte ich Gelegenheit, von ihnen zu sprechen, ich wirtte gewiß schon eine hier angebracht habe, daß ist alles was ich wünsche, glaube gewiß, daß ich schon ofte auf den Busch bey manne geschlagen habe, allein es ist

immer die röhnte (Rede) man kent sie nicht. Ich halte vill mehr auf ein Frauenzimmer die einen guten Briff schreibt, als die sich in los gesellschafteu geben, den die machen sich lecherlich bey den Herrn. . . O bester Bruder glaube gewiß mein einziger Wunsch wehre eine von meinen Niece (niece, Nichten) hir glücklich zu sehn; Herr Advokat Kleinschmitt und Schneider haben ihr theill schon, aber ich habe einen rechtschaffenen Man in petto den ich der Sopbiege wünschte, seine Frau hat die Aussehrung . . . allem ansehen nach wirt sie nicht gar lange machen, und den (denn) wollte ich den Herrn Cammer secreder Pfnor²⁾ der Sopbiege freyen; es ist ein Man der keine Ränder hat und eine selbständige Haushalt hat und auf 600 fl. Besoldung steht, und der ganz rechtschaffen ist und erst 35 Jahr alt, der auch ein ganz gutter Freund von mir ist und alles auf mich best, wen da es eine Veränderung gibt, und die Sopbiege hat lusten nach und Du wilts darin consendieren, so will ich freyen. Es ist der beste und rechtschaffenste Man, ich verliehr an seiner Frau eine gar gute Freindin, und sie hat schon selbst zu mir gesagt ich soll vor ihrem Man sorgen und ihm eine von meinen Niece freyen.“ Und immer weiter spinnt die gute Tante ihre Zukunftspläne: „Ich muß noch einmahl von H. Cammer secreder Pfnor anfangen: wen die Sopbiege oder welche dazzu resoliert, hir her kommen, den kan Dein Herr Sohn zu ihm ziehen, und den hir Advokat werden, o da wehr ich königlich vergnügt, wen 2 Bruders Ränder hir bey mir bette, da wolte ich hernach Mutter sein. Der liebe Gott gebe seinen Segen daß ich daß noch erlebe.“³⁾

²⁾ Reinhard Christian Rudolph Pfnor, Sekretär der Rentkammer in Darmstadt.

³⁾ Schreiben vom 1. März 1785.

¹⁾ M. wohl Abkürzung für Mesdemoiselles.

Am 5. Mai meldet Dorothea, daß ihre beste Freundin, Frau Kammersekretär Pfnor, „dem Herrn entschlafen (sei) und also das Zeitliche mit dem Ewigem verwechselt habe“. Der trauernde Witwer sendet durch die Tante an den Regierungsrat zur Übermittlung an Augusten, jetzt Frau Mr. Nahr, ein Trauergebieth, von dem er auch dem Regierungsrat selber eins ausgedacht hat. Dorothea schreibt darüber: „Die Seelige hat mir alles übertragen, das Hauswesen in Ordnung zu bringen, und die Hand über ihren Mann zu halten. Lieber Bruder wen es nun noch Dein Ernst ist eine von Deinen M. Töchter an einen Mann hier zu verheirathen so schreibe mir; es tut gewiß keine weisse sich darzuentschließen wird Ubel an ihm, er ist ein rechtshaffener Mann der seinen vollen Haushalt hat und 600 fl. Besoldung. Er ist kein Trüder kein Spiller, sondern ein rechtshaffener Mann. Es haben sich schon viele Nedger (Mädchen) um ihn bemüht, da seine seelige Frau noch lebte worüber er sich sehr alteriert hat. Den es gibt gar vill meiger hier, weiß fast kein Herr mehr heirrath, sondern die Brod haben und ein meigen alücklich machen tenden, die halben sich schlechte Menschen, worunter 3 Regierungsrath sind, die ich Dir aber nicht nennen mag. Es ist überhaupt ein sodomisches Leben in Darmstadt, und ich halbe die glücklich, die Gott abrufst. Wen Du mir also Deine gedante offenerklich sagst und auch ob die Sophie dazu inggliniert ein witman zu nehmen, so kan ich doch maniamahl bey gelegenheit, wenns sich schickt an ihn heran, wie er denkt; aber als dan mus Du mich nicht steden lassen. Den er hat seiner Frau versprechen missen nichts ohne mein vorwissen zu thun, es mag in Haushaltungsfragen sein oder in der Heirrath, und ich weiß auch daß ers thut, den er hast gar vill auf mich und estimiert mich sehr.“ „Du bist also so gut und schreibe mir bald Deine gedanten, mir wehre es die größte freude eine von meinen niese bey mir zu haben. Er ist 36 Jahr und ein hübsch Menge (Männchen) so wie Herr Doktor¹⁾, aber gar bösslich, ist ein geschükter Mahler, und kan ganz schön zeichnen, ist sehr fleißig geth gar wenig aus. Er hat studiert, und hat sich zur Regierung bestimbt allein man hat ihn auf die Cammer gestekt, darüber er immer unzufrieden ist. — Nun bester Bruder alles bleibst und uns beste, der liebe Gott wirt seinen Segen dazu geben wens ers beschloffen hat. Herr Cammer Secreder wird dies Frühjahr eine Reize nach Wiesbaden thun, und Herr Regierung Rath Lau²⁾ besuchen, da hat er mich schon gebetten ihn bey Dir zu recommandiren, und ein Briff an Dich ihm mit zu geben.“

Im August 1785 kam endlich ein lange begehter Plan zur Ausführung: Dorothea Bigelius kam zum Besuch ihres Bruders nach Wiesbaden und scheint dort im Hause des Regierungsraths einige Wochen Gastfreundschaft genossen zu haben. Es ist kaum zu bezweifeln, daß bei dieser Gelegenheit auch die Heiratspläne Dorotheas für ihre Nichten zur Sprache kamen; es scheint, daß der Vater keine grundsätzlichen Bedenken dagegen hatte, daß seine Schwester unter Ausnützung ihrer persönlichen Beziehungen in der Darmstädter Gesellschaft sich weiter darum bemühte, Sophie oder Theodore oder auch schon die 1788 geborene Christiane³⁾ unter die Haube zu bringen. Um so mehr war sie erstaunt und betrübt, als im Oktober der Vater für seine Töchter die ergangene Einladung zum Besuch der Tante ablehnte; sie hatte schon wieder einen Heiratskandidaten in Aussicht. „Der H. Cammer Secreder Schneider, von Merseburg ist auch hier antommen, ich habe heide die Bist von ihm gehabt. Daß ist ein rechter artiger Mann. Er wirt erster Tag auch seinen H. oncle zu Massenheim⁴⁾ besuchen, ich wünschte daß Du ihn eben meigs, er gefalt mir besser wie sein Bruder der Advokat Schneider; er hat seiner Frau Mutter und Schwester prächtige belk Mendel mitgebracht.“ — Das ist in den Augen der Tante allerdings eine besonders gute Empfehlung. — Bei alledem aber war die Tante selber noch Anfechtungen ausgesetzt, trotz ihrer 55 Jahre. Sie schreibt darüber an den Bruder am 22. Oktober 1785: „Denke mahl der Herr Pfarrer . . . war gestern wieder da und hat noch mahl um meine Hand gebeden. Er behauptet sey vor ihn bestimbt, wo er ging und stünd da wehr ich bey ihm. Ich habe ihn aber wieder ohne alle offnung vort geschükst, er thut alle versprechungen, wie gut ichs haben solt, allein mein Herz empfind nichts davon, er ist

ein alter Knasterbart, der sitzt zu Knäuen, und ich kan die Knauer nicht leiden.“ Warum hätte auch Dorothea nun im Alter die Lasten des Ehestands auf sich nehmen sollen? Wie es einem erging, wenn man verheiratet war, sah sie an ihrer Nichte Nahr: „Daß die lieb Auguste ihre treue Dinstmagt verlohren, ist mir leid, so gehts im Ehestand, da ist man allerley Greis (Kreuz) under worfen, der ledige hat viele vorziege, wen man zu leben hat.“

Wie eine Voraussage schlimmen Schicksals klingen diese Worte; sie sollten in wenigen Monaten an Auguste in Erfüllung gehen. Um die Jahreswende 1785/86 herrschte in verschiedenen Ländern Europas eine epidemische Krankheit, die in ihrem Verlauf vielfach zum Tode führte. In Göttingen, wo Louis Bigelius damals studierte, waren schon mehrere Todesfälle unter den Studenten vorgekommen; in Hsteln brach ebenfalls die Seuche aus, der 73jährige Arzt Dr. Neithart erkrankte und konnte seine Tätigkeit nicht mehr ausüben, so daß der Physikus Dr. Nahr, der Gatte Augustens, am 1. Januar dorthin geschickt wurde, um die Behandlung der zahlreichen Kranken zu übernehmen; es war nicht ausgeschlossen, daß er das dortige Physikat erhielt, da Neithart am 3. Januar 1786 starb.

Kurtrierische Holzsachwerkgebäude in Nassau. In Nassau finden wir noch einige echt kurtrierische Holzsachwerkgebäude. Sie stammen zum Teil aus dem 16. Jahrhundert, also aus jener Zeit, in der der Wald noch vogelfrei war, noch jedem Ortbewohner zu jeweiligem Gebrauch zur Verfügung stand. Mit Meisterhand hat man an den schönen Holzbauten reizvolle plastische Figuren, Genien, Engel, Blumenornamente, Trauben, Köpfe usw., angebracht. In den Balken, der die Grenze zwischen dem 1. und 2. Stock (im landläufigen Sinne) bildet, sind vielfach Inschriften eingemeißelt, die, in neuerer Zeit aufgetrischt, den Nachkommen von wichtigen Ereignissen berichten oder allgemeine Erfahrungswahrheiten wiedergeben. Leider kann man beobachten, daß das schöne Holzschnitzwerk mit Bewurf und Lünge bedeckt wurde und so dem Gebäude seine Schönheit genommen wurde. Die vermeintliche Vornehmheit des aus dem holzarmen Süden stammenden Steinbaues läßt also den Besitzer sein Haus, das in seinem altweltlichen Gewande eine Zierde bedeuten würde, zum nüchternen Wohnkasten verunstalten. Mit Recht mahnt deshalb Dr. Landau in Kassel: Es ist hohe Zeit, das zu retten, was die noch erhaltenen alten Bauten uns bieten. Jeder Tag reißt ein Stück davon ab. — Wir treten in ein solches Haus ein durch eine gebrochene Haustür, d. h. sie ist in der Mitte geteilt und besteht so aus einer oberen und unteren Haustür. In einem darüberliegenden Querbalken findet man oft die Jahreszahl des Baujahres und den Namen des Erbauers eingeknickt. Der Hausflur ist klein. Geradeaus geht man zur Küche, nach rechts oder links zur einzigen eigentlichen Stube. Diese ist sehr niedrig und hat mehrere kleine Fenster. In den ältesten Gebäuden sieht man noch die Schiebefensterhaken. Die Stubendecke durchquert ein dicker Tragbalken. An diesem ist ein schmales Brett befestigt, auf dem der Bauer Bücher und allerlei im täglichen Gebrauch befindliche Kleinigkeiten aufbewahrt. Ein eben solches Brettchen ist über dem Ofen angebracht. Auf diesem stellt die Bäuerin mancherlei Haushaltsgegenstände auf. Hinter dem früheren riesigen Kachelofen befand sich ein großer Wasserbehälter. Das Wasser wurde von dem Ofen mitgewärmt. Dieser mächtige Wassertopf hieß allgemein „Dientopf“. Zur Seite des Ofens stand die „Ofenbank“. Sie war halb Bank, halb Schränkchen. Als letzteres diente sie zum Aufbewahren des Brennholzes. Alte kreuzbeinige Tische sieht man noch öfters, ebenso noch frühere Stühle mit prachtvollem Schnitzwerk. Schön geschnitten ist auch das Wandchränkchen, das Brot und sonst allerlei Eh- und Trinkbares birgt. In der Küche sieht man jetzt noch vielfach den Kochherd und den großen kupfernen Viehkessel, rund um mit Backsteinen ummauert. Der Rauch ging früher geradewegs in ein großes offenes Kamin oder einen Rauchfang, in welchem Wurst und Fleisch geräuchert wurden. Auf dem Küchenschrank stand als schöner Aufsatz ein Holzgestell, auf dem Schüsseln und Teller ihren Platz fanden. Waren darunter recht viele von Zint und obenauf einige kupferne Kaffeekessel, so bot diese „Schüsselbank“ einen hübschen Anblick. Von dem Hausflur aus führt eine gerade steile Treppe zu den oberen Schlafkammern. Die in diesen befindlichen Bettgestelle und Kleiderschränke sind nicht selten mit interessantem Schnitzwerk geziert. In den letzten zwanzig Jahren hat die innere Einrichtung der alten Bauernhäuser vielfach einer modernen Platz gemacht.

R. Sch.

¹⁾ Dr. med. Nahr, der Gatte der Auguste Bigelius.

²⁾ Wohl Elias Christoph Baus, nass. Regierungsrat.

³⁾ Christiane Bigelius heiratete 1788 den nass. Amtmann Johann Salomo Karl Hergenbahn in Wingen.

⁴⁾ Offenbar der Pfarrer Joh. Gottfried Hofmann zu Massenheim, Inspektor der damals zu Hessen-Darmstadt gehörigen Diözese Eppstein.